

In einem Coupée des Berlin-Petersburger Schnellzuges saßen an einem Herbstabend zwei Herren als einzige Insassen im Gespräch zusammen. Der Ältere mochte ein Siebziger sein, aber sein frisches, tiefbraunes Gesicht, sein scharfer Blick und seine aufrechte Haltung belundeten, daß ihn die Last seiner Jahre nicht schwer drückte. Ueber die hohe Stirn des Reisenden zog sich eine tiefe Narbe, die offenbar von einer schweren Wunde herrührte, und deren helle Ränder der Physiognomie des alten Herrn einen ganz eigenartigen charakteristischen Zug verliehen, der dem Besucher sofort auffiel. Der andere Reisende war ein junger, elegant gekleideter Mann, dessen freundliches Antlitz und offenherziges Wesen einen sehr sympathischen Eindruck machten. Er hatte seinen leichten Reisemantel abgeworfen und trug an einem Kiemenn eine kleine, schwarze Geldtasche, die er im Laufe des Gesprächs unwillkürlich von Zeit zu Zeit betastete, als wolle er sich überzeugen, daß deren, wie es schien, sehr ansehnlicher Inhalt noch intact sei. Während der alte Herr sich ziemlich schweigsam verhielt und sich nur dem eifrigen Genuß des Rauchens hingab, war sein Begleiter desto redlicher. Er erzählte von seiner Schulzeit, seinen Studienjahren, daß er Referendar und jetzt schon seit längerer Zeit bei einem angesehenen Justizrat tätig sei. Heute sei ihm ein sehr ehrenvoller Auftrag zu Theil geworden. Der alte Justizrat, als dessen Assistent er fungierte, war der Rechtsvertreter eines reichen Gutsbesizers an der preussisch-russischen Grenze. Er hatte für diesen einen obliegenden Ankauf in einem langwierigen Prozeß erstritten, und das Object desselben, 56,000 Mark, war vor einigen Tagen durch ausbezahlt worden. Der Gutsbesitzer hatte brieflich den Wunsch geäußert, daß ihm diese Summe sofort durch einen absolut sicheren Mann persönlich überbracht werden solle, und zwar nach einer etwa zehn Meilen von seinem Gut entlegenen Grenzstadt, wozu er sich ebenfalls begeben, um dort den Ankauf eines größeren Gutes, welches das seinige begrenzte, abzuschließen.

Der Alte hatte die Erzählung des jungen Rechtsgelehrten mit einigen kurzen, von Zeit zu Zeit hinweggeworfenen Zwischenreden unterbrochen. Als sein Begleiter beendet hatte, mußte er ihn eine Zeit lang unbemerkt, wobei ein stilles Lächeln um seine Mundwinkel spielte. Nach einer längeren Pause erst fragte er in einem Tone, aus dem ein aufmerksamer Beobachter vielleicht eine leise Ironie herausgehört hätte: „Und Sie tragen also ein ganzes Vermögen bei sich?“

„Hier sitzen die Mustanten,“ erwiderte der junge Mann, indem er heiter lachend auf die Geldtasche schlug, „und der Alte mag ein recht dergestaltiges Gesicht machen, wenn ich ihm die neuen Laufender ausfühle, die er, nachdem in der ersten Instanz gegen ihn entschieden war, schon halb und halb verloren gab.“

„Ja, ja, das wird er wohl,“ lächelte der Andere, „und ganz besonders freuen wird er sich, daß ihm diese große Summe durch einen so liebenswürdigen und — sicheren Boten überbracht wird.“

Der junge Mann verbeugte sich geschmeichelt, und wenige Minuten darauf verließ ihn der Schrei der Lokomotive, daß sie ihr gewöhnliches Weisziel erreicht hatten. Als sie auf dem Perron des ziemlich dürftig erleuchteten Bahnhofes standen, wollte sich der junge Rechtsbesitzer von seinem Reisegefährten verabschieden, als dieser ihm vertraulich die Hand auf die Schulter legte und sprach: „Wenn es Ihnen recht ist, fahren wir zusammen in das Hotel zum Deutschen Kaiser,“ wozu sie ja beordert sind.“

„Sie wissen?“ — fragte erstaunt der Andere.

„Ja, Herr Gustav Hartmann,“ erwiderte lächelnd der Alte. „Ich bin nämlich zufälligerweise der Gutsbesitzer Wallner, dem Sie die hier sitzenden Mustanten abzuliefern haben.“ Er tippte bei diesen Worten mit seinem rechten Reisefloß leicht auf die Geldtasche Hartmanns, der ihn verblüfft anstarrte, und fuhr fort: „Na, im Hotel das Weitere, besprechen wir also die alte Parze, die sich Omnibus nennt, und fahren wir in die Stadt.“

Etwas eigenstümlich gedrückt folgte der junge Mann der Aufforderung Wallners, und eine Minute später rumpelte das wackelige Gefährt dem Städtchen zu.

Die Reisegefährten hatten zunächst gemeinschaftlich zu Abend gespeist und dann auf dem Zimmer des Gutsbesizers, der sich dem jungen Rechtsbesitzer gegenüber genügend legitimiert hatte, ihre geschäftliche Angelegenheit geordnet.

Wenn es Ihnen angenehm ist, plaudern wir noch ein Stündchen,“ sprach Wallner zu Hartmann, als dieser sich zurückziehen wollte. „Ich möchte Ihnen gerne eine kleine, lehrreiche Geschichte erzählen, die Ihnen vielleicht einmal von Nutzen sein kann.“

„Es wird mir eine Ehre sein,“ antwortete bescheiden der junge Mann und nahm auf einen Wink des Alten

Der Sonntagsgast.

wieder am Tisch Platz. Wallner schenkte die Gläser voll, lehnte sich behaglich in seinem Sessel zurück und begann:

„Vor allen Dingen, mein junger Freund, muß ich mich Ihnen als einhülfigen Kollegen vorstellen. Ja, ja, sehen Sie mich nur erstaunt an! Auch ich wollte mich der Rechtswissenschaft widmen, und zwar in Amerika, wozu ich schon als Kind mit meinen Eltern verschlagen worden war. Ich hatte meine juristischen Studien beendet und stand im Begriffe, die Berechtigung zur Advocatur zu erwerben und bei der Advocatenfirma Miller & Low in Brüssel als Junior-Partner einzutreten. Es war dies ein altes Advokaturgeschäft mit einer ausgebreiteten Praxis. Ein Jahr vor Beginn meiner Gesandtschaft war ein Farmer namens Preston einige Meilen von Grafton entfernt gestorben, und Miller & Low hatten die Regulierung der Erbschaft übernommen. Die Sache war etwas verwickelt und zog sich in die Länge, der Erbe aber brauchte Geld und beschloß, zu diesem Zweck 15,000 Dollars auf die Erbschaft aufzunehmen. Wir wurden mit diesem Geschäft betraut, und es gelang uns auch, das Darlehen in Grafton mit einem Bankhaus abzuschließen. Ich erhielt den Auftrag, mit den nötigen Papieren versehen, dorthin zu reisen, die Summe in Empfang zu nehmen und sie dann dem etwa zwanzig Meilen entfernt wohnenden Erben persönlich zu überbringen.“

Stolz auf meine Vertrauensmission, hatte ich in einem Eisenbahnwagen Platz genommen und sang eben an, meine Zeitung zu lesen, als ein wohlgekleideter Herr einstieg und sich mir gegenüber setzte. Wir waren die einzigen Insassen des Coupées — gerade wie heute —, und da ich damals eine etwas gefälliger Natur war und mich auf Reisen gern nach Menschen umschau, mit denen ich recht viel plaudern konnte, so war es mir ganz angenehm, daß der Ankömmling mich nach einer Weile ansprach. Er machte eine Bemerkung über die Gegend, durch welche der Zug brause, ein Wort gab das andere, wir kamen in ein interessantes Gespräch, und ich freute mich, einen so angenehmen Reisegefährten gefunden zu haben. Dieser richtete verschiedene Fragen an mich, so daß er, ehe ich mich dessen besah, von dem Geschäft, welches mich auf die Reise führte, genau unterrichtet war.

Henry Blad — unter diesem Namen hatte sich mein Reisegefährte mir vorgestellt — war nicht weniger mittelgroß. Er erzählte mir, daß er nach Grafton zu einem Agenten reise, der ihm ein Gut, das er zu kaufen beabsichtige, nachweise solle, und als wir in Grafton ankamen, wo Blad sich ein paar Tage aufzuhalten gedachte, trennten wir uns unter freundschaftlichem Handschütteln und der gegenseitigen Versicherung, daß wir eine recht angenehme Nacht zusammen gemacht hätten.

Nach am Nachmittag nach unserer Ankunft ordnete ich bei dem betreffenden Bankhaus mein Geschäft und laserte die 15,000 Dollars für unseren Klienten ein. Ich war im Begriffe, mich zu verabschieden, als der Chef des Hauses mir die Hand auf die Schulter legte und sagte:

„Sorgen Sie vorsichtig, junger Mann. Lassen Sie keinen Fremden wissen, wozu eine Mission Sie haben, wenigstens nicht eher, als bis Sie das Geld abgeliefert haben. Vor allem aber achten Sie darauf, wer mit Ihnen im Coupée fährt.“

Ich will gestehen, daß mich dieser Rath, der mir wie eine gewisse Bevormundung erschien, zuerst etwas ärgerte. Als ich aber in das Hotel zurückkehrte und mir die Warnung des Banquiers doch nicht aus dem Sinn kam, beschloß ich, derselben nachzukommen, und verabschiedete mich am anderen Morgen zum Bahnhof fuhr, das Päckchen mit dem Geld, welches in großen Banknoten bestand, auf der bloßen Brust, so daß ich überzeugt sein konnte, von keinem Taschendieb beschloßen zu werden.

Zu meiner Ueberraschung traf ich auf dem Bahnhof meinen Reisegefährten Henry Blad, der mir mittheilte, daß der Verkauf des ihm von dem Auge gefaschten Gutes schon an anderen Tage stattgefunden und er sofort dahin reisen müsse. Bei dieser Gelegenheit stellte es sich heraus, daß dieses Gut ganz nahe bei demjenigen unseres Klienten lag, und da es noch sehr früh am Tage und herrliches Juniwetter war, so nahm ich mit Vergnügen das Anerbieten Blads an, statt mit der Bahn, in seiner Gesellschaft die Fahrt in dem hübsigen Wagen zu machen, den er zu diesem Zweck gemiethet hatte und selbst lenkte.

Wenige Minuten später fuhrten wir los. Der Anblick der in Äppiger Pracht liegenden Wiesen und Wälder stimmte

mich außerordentlich heiter und zufrieden. Mein Gefährte plauderte viel, berührte aber mein Geschäft mit keinem Wort. Wir waren ungefähr zwei Meilen gefahren und hatten eben eine einsame Farm hinter uns gelassen, als Blad seiner Umhangtasche ein Reisetäschchen entnahm und es mir mit den Worten bot:

„Ich denke, ein guter Schluß wird uns wohl thun; bitte, trinken Sie.“

Rum war ich zwar kein Freund von geistigen Getränken, allein ich schämte mich, dies zu betonen, und nahm einen herzhaften Schluß aus der Flasche. Als ich ihm diese zurück gab, legte auch er sie an die Lippen. Raum waren fünf Minuten vergangen, da wurde mir sehr sonderbar zu Muth. Die Fingern am Wege schienen höher zu werden und die Bäume zu wachsen, es war mir, als ob ich das Rollen unseres Buggies in weiter Ferne höre.

„Sonderbar,“ bemerkte ich, „mir scheint, daß ich unwohl werde.“ Dabei hielt ich mich mit aller Kraft am Wagen fest.

„Wirklich, Sie sind sehr blaß,“ erwiderte er, indem er mich scharf ansah, „es scheint, daß Sie das schnelle Fahren nicht ertragen können. Ich will Sie so schnell wie möglich zu einem Arzte bringen.“

Meine Zunge war mir so schwer im Munde, daß ich kein Wort herausbringen konnte. Ich traute mich an dem Sitz fest, schloß die Augen, und er trieb das Pferd zum schnellsten Laufe an.

Etwas drei Meilen von Grafton zieht sich ein großes Stilk Wald hin, welches wir nun bald erreichten. Inzwischen hatte der Schmerz in meinem Kopfe etwas nachgelassen, ich öffnete die Augen und fühlte mich nicht mehr so unwohl wie vorher.

Eine Art von Betäubung aber hielt mich noch immer gefangen. Nachdem wir noch etwa eine halbe Meile gefahren waren, bog Blad in einen engen Waldweg ein. Ich konnte nicht begreifen, was er da wollte, ich verfuhrte darüber nachzudenken, aber es ging nicht.

„Da sind wir!“ rief er aus, als er ein paar hundert Schritte von der Hauptstraße abwich. Er stieg aus, machte das Pferd fest und kam dann an die Seite, wo ich saß.

„Ihnen ist noch immer unwohl, aber ich hoffe, es wird Ihnen bald besser werden,“ bemerkte er, „heilen Sie aus, ich werde Ihnen helfen.“

Er streckte die Arme aus und fing mich, der ich halb hinausfiel, auf. Mir war, als ob ich ein paar tausend Pfund wiegen müßte. Er trug mich fort und legte mich einige Fuß von einer Fenz, die am Rande einer Wiese entlang lief, nieder, worauf mir besser wurde. Die Wirkung des geöffneten Weines oder vielmehr des Betäubungsmittels begann zu schwinden, ich kam zum Bewußtsein, daß etwas Ungewöhnliches mit mir vorging. Aber ich war noch immer unfähig, ein Wort zu sagen, und hatte das Gefühl im Körper, als ob meine Glieder eingeschlafen wären.

„Können Sie sprechen?“ fragte Blad, indem er sich über mich beugte. „Ich will wissen, wo Sie die 15,000 Dollars haben.“

Nun erst ging mir ein Licht auf, und ich fing an, meine Lage zu begreifen: die Schwere, welche meine Zunge gefesselt hatte, ließ nach, und auch die Finger konnte ich wieder etwas bewegen.

„Blad, wollen Sie mich berauben?“ flammelte ich, mit großer Mühe die Worte suchend. „Aber Sie sollen das Geld nicht haben, eher sterbe ich,“ fuhr ich fort, indem ich mich etwas zu erheben versuchte.

„Ah, ich sehe, Sie tranken nicht genug von meinem Wein,“ bemerkte er sehr ruhig; „aber dem läßt sich abhelfen.“

Er ging zum Buggie, holte Stricke und einen Ankel und triete neben mir nieder. Da ich noch schwach war und nur geringen Widerstand leisten konnte, wurde es ihm leicht, mich zu bewältigen. Ich lag auf der rechten Seite, mit dem Gesicht der Fenz zugewandt, in dieser Lage band er mir die Hände auf den Rücken.

„Nun das Geld her!“ Mit diesen Worten begann Blad meine Taschen, eine nach der anderen, umzusehen; er nahm alles heraus, was darin war, untersuchte meine Stiefeltaschen, und endlich beschloß er auch meine Brust zu fahnd.

„Aha, da ist es,“ rief er aus, indem er das Päckchen hervorholte; „na, ich glaube kaum, daß Ihr Klient von diesem Gelde etwas zu sehen bekommen wird.“

Er setzte sich nun mit zu Häupten nieder, machte das Päckchen auf und fing ganz ruhig an, das Geld zu zählen. In diesem Augenblick sah ich das

weiße Gesicht eines kleinen Mädchens durch die Ritzen der Fenz, der ich gegenüber lag, hervorlugen. Ich konnte in ihren großen, blauen Augen den Ausdruck der Furcht und des Entsetzens lesen. Ich besorgte, daß sie sich durch ein Wort oder durch einen Schrei verathen möchte, und war darüber sehr unruhig; aber sie verschwand und lief in die Richtung nach einem weiter rückwärts liegenden Hause fort.

Blad hatte glücklicherweise von alledem nichts beobachtet, denn er war noch immer mit dem Geld beschäftigt, das er sorgfältig in mehrere kleine Päckchen vertheilte, die er in verschiedenen Taschen seiner Kleidung unterbrachte. Tropdem ich annehmen konnte, daß das Mädchen, welches ich gesehen, aus dem Hause hinter der Fenz Hilfe herbeiholen werde, und ich am besten gehen hätte, mich ruhig zu verhalten, überkam mich doch die Wuth bei dem kaltheimigen Gedächtnis des frechen Räubers und ich schrie ihm mit voller Lungenkraft zu: „Blad, Sie sind der niederträchtigste Schurke, den die Welt je gesehen hat! Geben Sie mir das Geld heraus, Gehen Sie, und machen Sie mich nicht unglücklich für mein ganzes Leben!“

Mein Schreien schreckte ihn aus seiner Ruhe auf. Er sprang in die Höhe, lief auf mich zu und faßte mich hart an der Kehle an.

„Schweigen Sie,“ sprach er mit unterdrücktem Jörn, „oder, der Henker soll mich holen, wenn ich Sie nicht umbringe!“

Ich aber war bis zur blinden Wuth gereizt. Mit einem gewaltigen Ruck meines Oberkörpers riß ich mich von ihm los und brüllte: „Ich will nicht schweigen! Mein Geld will ich! Hilfe! Hilfe!“

„Run, so fahre zu Hölle!“ rief, blig schnell in die Brusttasche greifend, der Räuber. Ehe ich mich dessen besah, faufte der schwere Knopf eines Todtschlägers auf meine Stirne nieder, und ich sank zurück. Noch war mir, als ob ich inmitten des fürchterlichen Schmerzes einige schattenhafte Gestalten vor mir auftauchen sähe, und dann schwand mir die Sinne.

Als ich erwachte und mit wirrem Kopfe um mich schaute, lag ich in einem geräumigen, weichen Bette, das in einer freundlichen Stube stand, durch deren weit geöffnete Fenster der laue Juliwind die abendlichen Blüthendüfte hereintrug. Neben mir fand eine alte, gutmüthig blickende Frau, die sich an dem Verband meiner Stirne, der sich bei meinem Erwachen etwas verschoben hatte, zu schaffen machte, und vom Fußende des Bettes schaute das kleine Mädchen, dem ich meine Rettung verdankte, mit großen, bangen Augen zu mir herüber. Sie hatte ihre beiden Onkel, die Söhne der alten Frau, die mich pflegte, herbeigerufen, und sie waren gerade noch zur rechten Zeit gekommen, um den Räuber abzufassen, der drauhen mit demselben Striden eingeschürt lag, deren er sich zu meiner Befreiung bedient hatte. Das geraubte Geld hatte man ihm natürlich abgenommen, und zu meiner unersprechlichen Freude sah ich die Summe aus dem Nachttische neben mir liegen.

Wochenlang pflegten mich die wackeren Farmerleute, bis meine schwere Wunde, deren tiefe Narbe mich ewig an jenen ersten Tag erinnert, endlich geheilt war. Der Räuber eroberte am Galgen.

Ich bin mit meiner Gesandtschaft zu Ende, junger Freund. Warum ich Ihnen diese erzählte, wird Ihnen im Verlauf derselben wohl klar geworden sein, und Sie werden nun einsehen, daß es nicht gut ist, auf einer derartigen Eisenbahnfahrt zu mittelbeim gegen einen und unbekanntem Mitreisenden zu sein.“

Die Liebe.

Erzählung von J. v. M. r. n. a.

Still und verborgen wohnt der alte Mann in seinem Häuschen am Walde. Er hat keinen Menschen, welcher Antheil an ihm nimmt.

War dies überhaupt jemals der Fall gewesen?

Seine Eltern starben, als er noch klein war, Geschwister beschafte er nicht. Als Gemeindefeld wuchs er im Dorf herumgekommen und nur durch angelegene Arbeit konnte er auf seine alten Tage diese Hütte sein eigen nennen und noch etwas mehr. Außer dem bescheidenen täglichen Brod waren es Wäcker, nach denen sein Herz verlangte.

Er kaufte, was er ersahen konnte, an Erzählungen und Geschichten. In allen aber war von der Liebe die Rede, die höher steht wie jedes andere, hoes auch wie Glaube und Hoffnung. Sollte dies nicht nur eine Erfindung der Dichter sein? Er hatte nichts davon

erfahren und bei seinem arbeitsvollen Dasein nie Zeit gehabt, bei andern danach zu suchen, aber es mühte sich schon auf der noch kurzen Laufbahn, beim Auslingen des Lebens so etwas kennen zu lernen, wie's in den Büchern steht. Ob er's nicht doch irgendwann findet? Zeit zum suchen hatte er ja genug.

Der alte Mann schloß sein Häuschen und wandert in die Welt hinaus. Er kommt an ein Haus, alterthümlich und dauerhaft gebaut. Ein reiches Kaufherrngeschlecht sitzt dort seit Jahrhunderten. In den Garten schleicht sich der Alte, dort befindet sich der Anhaber mit seinem Sohn.

„Und ich sag' Dir's jetzt zum letztenmal: Deine Mutter und ich, wir wünschen, daß Du, unser Einziger, die Firma fortführe. Deine Ideen von Künstlerthum und Künstlererub sind lächerlich. Was heißt Talent? Kaufende glauben es zu haben und bringen es doch zu nichts. Gehorcht Du uns nicht, so zieh ich meine Hand von Dir ab, und Du magst darben mit Deinem sogenannten Talent.“

Darben — ein hartes Wort! Der Sohn neigt das Haupt und sagt sich schweigend.

Leise macht sich der Alte fort. Das war sie nicht, die Liebe — nicht, was man unter wahrer, echter Elternliebe versteht. Vielleicht ist's mit der Kindesliebe besser bestellt.

Er schaut in's Fenster eines städtischen Bauernhauses. Der älteste Sohn hat es kürzlich übernommen, die Eltern sind im Verlabende; dort sitzen sie in ihrem Stübchen vergramt und betrübt. Nein, die Liebe nicht so aus, als wenn Kindesliebe ihre Tage erbelle.

„Auch hiermit ist's nichts — weiter!“

In einem schmucken Häuschen wird eine Verlobung gefeiert. Der Brautigam nimmt seinen vor der Thür stehenden Abschied von seiner Braut. Sie läßt sich küssen und lachelt ihm selig zu, sie weht mit dem Lächeln ihm nach.

„Ich habe die Liebe gefunden,“ denkt der alte Mann. Da steht er plötzlich ein spätliches Lächeln auf dem Antlitz der Braut.

„Er ist doch gar zu häßlich,“ flüstert sie vor sich hin. „Ah, wenn der nicht so reich wäre — ich hätte ihm in's Gesicht gelacht bei seiner Werbung.“

Wieder nichts — vorwärts also — nach der Residenz des Fürsten? Sie liegt vor ihm, er braucht nur hinein zu gehen.

Er kommt gerade zum Geburtstage des Landesherren. Man hat einen wunderschönen Festzug veranstaltet, der geht eben beim Schloß vorbei. Auf dem Altan steht der Fürst und seine Familie.

„Hoch — hoch!“ ruft das Volk und gebärdet sich ganz aufgeregt, es jubelt und winkt empor.

„Hier habe ich endlich die Liebe,“ denkt der Alte; er steht mitten im Gedränge, da hört er sagen: „Der Tag bringt allen recht Vorthell; einen Denksreigen, Speisung der Armen, hohe Titel und was sonst noch drum und dranhängt. Ja, so ein bisschen Hurra-brufen hat doch sein Gutes!“ Die Umstehenden lachen und nicken Beifall.

Der Alte schleicht sich hinweg zum Thor hinaus. Er mag nicht mehr leben und hören, er sehnt sich in seine Hütte zurück.

Untermweg kommt er an einem Häuschen vorbei, aus dem eine Frau, kaum jünger als er, zur Thür herantritt. „Alterchen,“ meint sie, „Ihr seht so milde aus. Kommt, raket bei mir.“ Das hat noch Niemand auf der ganzen Reise gesagt. Gern tritt er ein. Wie festlich ist's hier — Blumen und ein großer Kuchen auf dem Tisch! „Wollt, das ist nett?“ ruft die Frau freudbegehrnd. „Nun seht Euch, Ihr bekommt nachher Kaffee, aber warten müßt Ihr, bis mein Junge kommt.“ „Redt er aus der Fremde zurück?“ „Sie wird roth und verlegen.“ „Ist's Euer Einziger?“ „O nein, ich habe acht Kinder. Sieben stehen schon auf eignen Füßen und sind brav. Alle leben in meiner Nähe.“ „Und Niemand ist hier, den Bruder zu begräben?“ „Sie wird wieder verlegen.“ „Ja, wist Ihr, das hat seinen Grund. — Ihr seht freundlich aus, Alter, Ihr werdet mich nicht scheitern, wie meine andern Kinder, daß ich mich so sehr auf meine Peter freue. Wist, er kommt halt aus — aus dem Zuchthaus. Lange Jahre haben sie ihn eingesperrt, weil er im Jähorn einen Kameraden erschlug. Aber jetzt hat er's doch geübt und nicht wahr, ich darf ihm doch noch gut sein?“

„Peter!“ schreit die Frau; ihre Arme umschlingen den Sohn und Herz und Herz schluchzen beide. Den Alten haben sie berseht; verklärten Blicks geht er still hinaus.

„Das ist Liebe,“ sagte er sich. „So war mein Wandern doch nicht ganz vergebens. Ich lehre beim zu meinen Wäcker mit dem Gedanken, daß sie nicht gelogen haben. Nur seltener und schwerer ist die Liebe zu finden, als die Dichter melden, und wenn man sie findet, die echte, wahre, fromme — so ist's wohl am ersten bei einer Mutter.“

Der Höllehund.

Ein sonderbares Straßenbild entwickelte sich vor Kurzem in der Mollkestraße zu Berlin. Dem Generalstabsgesäude gegenüber stand auf dem Trottoir ein großer Keilelfenster Hundenberg ohne Aussicht. Jeder der Vorübergehenden hörte im Innern des Hofes ein unerklärliches Krachen und Scharen. Erst liebten einige Leute stehen und betrachteten den räthselhaften Koffer von allen Seiten, es dauerte lange, doch kein Eigentümer ließ sich bilden. Allmählich wurden es der Leute mehr, und zuletzt wurde ein großer Auslauf daraus und von Munde zu Munde ging die grauhäutige Mär: „Da drinnen best die „Höllemaschine!“ und „da drinnen“ arbeitet die „Machine“ immer schneller. Es raschelte, kratzte, scharte und plauderte, als sollte jeden Augenblick eine Katastrophe eintreten. Die Umstehenden, im höchsten Grade gespannt, was da kommen würde, hielten sich sämtlich in großer Entfernung, so daß der verhängnisvolle Koffer mitten in einem Kreise stand. Endlich erschien ein Schupmann, er schloß sich den verhängnisvollen Koffer von allen Seiten, er forschte darnach, wie der Koffer dahin gekommen war, wer der Besitzer desselben sei, doch vergeblich — Niemand vermochte Auskunft zu geben. Inzwischen kam noch ein zweiter Schupmann hinzu, der nun ebenfalls den Koffer untersuchte. Verdächtig war derselbe jedenfalls, aber was war damit anzufangen? Die Schupleute erwogen diese Frage sorgfältig; das Object zur Waage zu bringen, erschien als das Nachliegende, aber wie, wenn das Ding unterwegs losginge, denn die Maschine arbeitete immer toller. Schließlich beschloß einer der Beamten, den Koffer zu öffnen. Und siehe da: der Deckel ließ sich bewegen, als ihn der Beamte aber langsam und bedächtig hochheben wollte, da sprang etwas an den Deckel mit der Geschwindigkeit einer Feder heran, so daß der Schupmann den Koffer bedeckte schnell wieder fallen ließ. Die Aufmerksamkeit und Neugier des Publikums war nun auf das höchste gespannt. Was sollte und würde nun geschehen? Daß nichts passirte, als der Deckel wieder zuzog, ließ darauf schließen, daß man es mit einer Höllemaschine nicht zu thun haben konnte. Mit größerem Vertrauen wurde der Kofferbedeckel nun noch einmal aufgehoben und da sprang — ein Hund heraus, ein kleiner, braunhaariger Roter, der sich vor Freude kaum zu fassen wußte, daß er aus seiner Gefangenenschaft befreit war. Natürlich „Härmische Heilerlei.“ Einer der Schupleute faßte den Koffer nun bei einem Henkel und schloß ihn denselben neben sich der zur Waage, der Hund aber lief hinterher, denn in dem Koffer steckten noch die Reste des Futters, welches man ihm mitgegeben hatte. Ob es sich hier um den schlechtesten Scherz eines Witzboldes handelte oder ob es jetzt in Berlin modern werden soll, außer Kindern auch Hunde auszuspielen, wird in diesem Falle wohl nicht aufgeklärt werden.

Kostspielige Begräbnisse.
Die kostspielige Bestattung aller Zeiten ist wahrhaftig die Alexanders des Großen, die in Bezug auf wahnwitzig verheerenderische Pracht nie ihresgleichen gehabt haben dürfte. Der Sarg, in dem der große macedonische König zur ewigen Ruhe beigelegt wurde, war aus reinem Golde gefertigt und mit den schönsten Edelsteinen gefüllt. Das Haupt der königlichen Leiche schmückte eine Diamantenkrone. Den Leichenwagen bedeckten schwebende Ornamente von oben bis unten, sogar die Wäder waren überreich damit besetzt. Vierundzwanzig Maultiere hatten monatlang zu thun, um diesen Wagen von Babylon nach Syrien zu transportieren, wo er von Ptolemäus und seiner Armee empfangen und bis nach Alexandria begleitet wurde. Hier setzte man die herrlichen Leberreife des großen Eroberers in einem Mausoleum bei, das später die Begräbnisstätte der Ptolemäischen Familie wurde.

Neue Begräbnung.
Pantoffelheld (nach langem Streit um den Hauchschloß). „Ah, wie glücklich könnten wir zusammen leben, wenn nicht dies verwünschte Corpus conflicti war!“